

Das Schaukelpferd

Autor(en): **Weymar-Hey, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **6 (1930)**

Heft 52

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Schaukelpferd

EINE WEIHNACHTSGESCHICHTE VON GERTRUD WEYMAR-HEY

NACHDRUCK VERBOTEN

Das Innere des großen Warenhauses ist in eine Flut von Licht getaucht. Es strahlt aus unzähligen Glühbirnen von der Decke und den Wänden. Besonders aber geht es von dem riesigen Weihnachtsbaum aus, der schimmernd und glitzernd in der Mitte des Raumes emporragt.

Heinz Müller steht mit zurückgebogenem Kopfe und trinkt nach Kinderart mit großen Augen und halbgeöffnetem Mäulchen die ganze Pracht in sich hinein. Er ist ein allerliebster kleiner Kerl, vier Jahre alt, mit dicken, blonden Locken und tiefdunklen Augen. Dieser interessante Gegensatz weckt in seiner Mutter immer wieder Stolz und Wehmut. Die dunklen Augen hat der Heinz von ihr, die blonden Locken vom Vater. Aber ihre Augen haben in den letzten Jahren den Glanz verloren. Und mit den einst so schönen blonden Locken ihres Mannes ist kein Staat mehr zu machen, denn sie beginnen sich schon bedenklich zu lichten. Das ewige Rechnen, die Sorgen sind schuld daran.

Frau Lore erschrickt. Um Gotteswillen, wo ist denn Heinz?

Dort drüben klettert er die Treppe hinauf, selbstständig, eilig. Von droben lockt Musik. Seine Mutter hat er anscheinend ganz vergessen. Die junge Frau fühlt in diesem Augenblick vorahnend, daß sie als Mutter eines Sohnes später noch oft, sehr oft das Gleiche wird erleben müssen. Denn das Kind ist den Eltern Gegenwart und Zukunft, aber die Eltern sind dem Kinde Gegenwart und — Vergangenheit. Darum bedeuten die Eltern den ganz jungen Menschen, die immer nur vorwärtsblicken, meist so wenig. Erst wenn sie selbst älter werden und in die Jahre kommen, wo man in stillem Erinnern gern auch wieder rückwärtsschaut, wenn sie erkannt haben, daß das wahre Ziel nicht vor uns, sondern in uns liegt, finden sie sich zu ihren Eltern zurück.

Frau Lore bahnt sich rasch einen Weg zwischen den Leuten und folgt Heinz. Sie fällt ihn fest an der Hand und schilt auf ihn ein. Aber er hört sie gar nicht; er ist wie verzaubert. Und als sie dann miteinander in der Spielwarenabteilung, wo tausend bunte Herrlichkeiten aufgebaut sind, landen, vergißt sie alles und wird selbst wieder mit zum Kinde. Und sie verliebt sich, gleich ihm, auch ganz spontan in das wundervolle, große Schaukelpferd. Ein richtiges Fell hat es, Mähne und Schweif. Sattel und Steigbügel und kühnblickende Glasaugen, die durch einen sonderbaren gelben Ring in der Iris beinahe etwas Dämonisches bekommen. Die nette Verkäuferin hebt Heinz in den Sattel und läßt ihn reiten. Da sitzt er stolz in seinem grünen Strickanzug; die blonden Locken quellen unter dem hohen Mützchen hervor. Eine Dame flüstert vernehmlich: «Was für ein reizendes Kind!» Und die nette Verkäuferin sagt lächelnd, indem sie den zappelnden Heinz wieder herunterhebt: «So, Bubi, nun sag' nur deinem Mutti, sie soll dir das schöne Hoppapferd beim Christkind bestellen!»

Es ist ein echter, großer Schmerz, als Heinz sich von dem Schaukelpferd trennen muß. Er kann sich auch auf dem Heimweg noch nicht darüber beruhigen. Das hat er von seiner Mutter, diese Zähigkeit in der Liebe zu dem einmal Erwählten. — Im Bett noch phantasiert er mit blanken Augen und roten Backen von dem «Pferdchen». —

Herr Müller kommt an diesem Abend spät aus dem Büro. Er ist müde, abgespannt und niedergedrückt. Es liegt in wirtschaftlicher Hinsicht wieder einmal eine große Mutlosigkeit in der Luft. Die Kaufkraft fehlt. Sogar jetzt vor Weihnachten leben die Geschäfte nicht so recht auf.

Frau Lore läßt ihren Mann erst essen. Nach der Fütterung sind die Männer und die Löwen bekanntlich zäher. Aber auch diese oft erprobte Erfahrung einer siebenjährigen Ehe bewährt sich heute nicht. Kaum hat sie schüchtern vorgebracht, daß Heinz sich so sehr, so sehr ein Schaukelpferd wünscht, da braust ihr Mann auch schon auf. «So! ausgerechnet ein Schaukelpferd? Ein großes natürlich, ein teures Fellpferd, nicht wahr?»

Sie bejaht. «Aber es ist sehr preiswert.»

«Was kostet es denn?» fragt er unheimlich sanft. Diese Sanftmut kennt sie. Dahinter lauern Spott und Zorn. Sie schluckt.

«Na? Wenn du meinst, daß es preiswert ist, mußst du doch auch wissen, was es kostet.»

«Ich glaube — so ungefähr — fünfzig Franken.»

Er schlägt mit der Faust auf den Tisch und lacht hart auf. «So ungefähr — fünfzig Franken! Ein Pappenstiel! Für Leute, wie wir! Die das Geld nur so aus dem Ärmel schütteln! Fünfzig Franken! Kleinigkeit! — — Meine liebe Dore, nimm mir's nicht übel, aber du bist verrückt! Wenn der Bengel sich nächsten den Zepelin in Lebensgröße wünscht oder einen Panzerkreuzer oder — oder —, er sucht vergebens nach noch kühneren Bildern, «dann wirst du das auch wohlwollend in Erwägung ziehen, was?»

Sie schüttelt heftig den Kopf.

Er beachtet es nicht. «Du hast eben kein billiges pädagogisches Talent», fährt er schneidend fort. «Man sagt dem Kinde einfach: Dazu haben wir kein Geld. Und damit basta.»

«Er ist doch noch so klein. Das versteht er doch noch nicht.»

«Ich denke, es ist so ungewöhnlich intelligent, dein Wunderkind?»

«Ist es auch! Aber...»

«Na ja, Frauenlogik!»

Frau Lore schweigt beleidigt. Es wird ein sehr ungemütlicher Abend. —

Am anderen Morgen erklärt Herr Müller: «Heute werde ich mal mit dem Jungen in die Stadt gehen.» Er denkt bei sich: Es muß doch nicht schwer sein, die Wünsche eines so kleinen Kindes zu lenken, wohin man sie haben will — nämlich auf ein erschwingliches Spielzeug.

Frau Lore blickt den beiden vom Fenster aus nach. Und sie lächelt heimlich, zum erstenmal an diesem Morgen. Sie kennt ihren Mann und sie kennt ihren Jungen. Aber Herr Müller, der Vielbeschäftigte, weiß eigentlich recht wenig von Heinz, weil er sonst meist keine Zeit für ihn hat.

Der Kleine plappert und fragt unaufhörlich. «Still!» befiehlt der Vater. «Die Luft ist so rau, du wirst dich erkälten.» Eine Weile hilft der strenge Ton. Dann plätschert das Geplauder wieder munter fort.

Sie schreiten und trippeln weiter.

Nun kommen sie in die Geschäftsstraßen mit den schönen Läden. «Ah!» ruft Heinz. «Sieh ma, Vati, der Deppelin! Und das Auto! Und — — und — —» Herr Müller entwickelt um des guten Zweckes willen eine Engelsgeduld und antwortet und bewundert unaufhörlich.

«Möchtest du den Hund haben? — Soll dir das Christkind das Auto bringen?» fragt er dazwischen schlau und berechnend und erhält stets ein jauchzendes «Möcht' ich haben!» zur Antwort. Fast vor jedem Schaufenster der langen Straße bleiben sie mit Ah und Oh stehen. Sogar das Korsetgeschäft läßt der hartnäckige Heinz nicht aus. Er zerrt seinen sich sträubenden Vater davor, weil ein Christbäumchen im Schaufenster steht, und zeigt auf die «Sch-trümpe für Mutti». Und Herr Müller legt ihm die Hand auf den Mund, ehe er mit seinem hellen Trompetenstimmen noch mehr aufzählen kann, und zieht ihn weiter, denn die Vorübergehenden schmunzeln nach.

Als die Straße zu Ende ist, sagt er fest: «So, nun gehen wir wieder zu Mutti und erzählen ihr, was wir alles gesehen haben.» Aber er hat die Rechnung ohne den Heinz gemacht. Der schüttelt energisch — in dieser Art, die er unbedingt vom Vater hat — sein Köpfchen. «Nun gehen wir zum Perdchen!» Das Pf ist seine Achillesferse.

«Es heißt Pferd», verbessert Herr Müller, der auf dem Standpunkt steht, daß man dem Kinde keine Lässigkeit in der Sprache durchgehen lassen darf. In diesem Fall ist es aber eine Unvorsichtigkeit von ihm. Er hätte sich auf gar nichts einlassen dürfen, gleich ablenken, gleich umkehren müssen.

«P—ferd! P—ferd!» wiederholt Heinz gehorsam und unermüdet. «P—ferd!» Und als der Vater nochmals den Versuch macht, ihn zur Umkehr zu bewegen, erst freundlich, dann streng, steht er breitbeinig, wie ein kleiner Bock, und ist nicht von der Stelle zu ziehen. Und plötzlich entringt sich seinem Munde ein langgezogener, heller Schrei. — Also doch das gefürchtete Gebrüll! Und mitten auf dem belebten Platze! Die Leute bleiben stehen.

«Komm!» sagt Herr Müller wütend und zieht seinen Sprößling weiter. Heinz atmet auf. Die Richtung kennt er. Jetzt geht's zum «Perdchen».

Und es kommt, wie es kommen muß. Trotz aller Ablenkungsmanöver findet sich der Vater bald neben seinem Sohne vor dem Roß mit dem weihnächtlichen Blick. Meinetwegen, denkt er ergeben. Vielleicht sieht er sich satt daran. — In der Nähe spielt ein Grammophon (eines für Kinder, die Platte zu 50 Rappen) fromme Weihnachtslieder. Aber Herrn Müller wird dabei weder fromm noch weihnächtlich zu Mute. Heinz hat sich plötzlich auf das Pferd gestürzt, umklammert seinen Hals und weint herzbrechend. «Ich will das Perdchen haben, huhuhu!» Vergebens sucht er ihn zurückzureißen. Die kleinen Arme halten fest. Und die heißen Tränen fließen und nassen den Hals des unentwegt kühnblickenden Rosses. — Als es Herrn Müller und der Verkäuferin endlich gemeinsam gelingt, den ermatteten Heinz vom Gegenstand seiner Liebe zu trennen, hat das schöne, glatte Fell des Pferdes erheblich gelitten. Ein dichter Kreis Neugieriger wohnt der Szene natürlich bei. — Herr Müller hebt empört die Hand. Da blicken die dunklen Kinderaugen zu ihm auf, noch glänzend von Tränen, groß, vorwurfsvoll, Lores Augen! Und in ihm geschieht plötzlich Sonderbares. Ein fernes, süßes Erinnern wird wach. Diese Augen, diese lieben dunklen Augen, wie konnten sie früher aus ihrer Nacht heraus strahlen! Wie lange hat er das nicht mehr gesehen!

Er vermag später nicht genau zu sagen, was in diesem Augenblick in ihm vorgegangen ist. Es hat eben jeder Mensch seine schwache Stunde. Vielleicht, ja, höchstwahrscheinlich hat ihn auch das Bestreben geleitet, der peinlichen Szene rasch ein Ende zu machen. Er spricht ein paar Worte mit der Verkäuferin. Und dann wird ihm ein Zettel in die Hand gedrückt, und er zieht die Brieftasche.

«Heinerle, Heinerle, hab' kein Geld», höhnt das Grammophon, das jetzt zu weltlichen Liedern übergegangen ist. Aber da hat er das «P—ferd!» schon gekauft. — — —

Daheim gibt es noch ein kleines Nachspiel. «Das Christkind wird das Perdchen bringen», berichtet der glückstrahlende Heinz seiner Mutter. «Vati hat dem Fräulein im Warenhaus einen Brief an den lieben Gott gegeben. Da steht's drin.» Der Brief ist ein großer, ach für ihre Verhältnisse recht großer Geldschein gewesen. — Frau Lore ist ehrlich erstaunt. Daß ihr Mann Heinz von seiner fixen Idee nicht abbringen würde, hat sie geahnt. Aber daß er gleich gekauft hat, ist ihr unerklärlich.

Als Heinz sein Mittagsschläfen hält, sprechen sie sich dann aus. — «Weißt du, was mich vor allem veranlaßt hat, das Pferd zu kaufen?» fragt Herr Müller selbstsam verschämt. «Die Augen des Jungen. Deine Augen.»

Frau Lore horcht auf. Den Ton hat sie seit Jahren nicht mehr gehört; er war ganz untergegangen in der lauten, oft mißtönenden Alltagsmusik. «So bin ich also schuld?» neckt sie, und ihre Augen strahlen dabei, als spiegelte sich schon der Lichtenbaum in ihren dunklen Tiefen. Herr Müller versenkt sich eine ganze Weile hinein. Und sie küssen sich, als hätten sie sich gestern erst verlobt und wären nicht schon sieben Jahre verheiratet.

Aber sie sind schon sieben Jahre verheiratet. Deshalb gibt Herr Müller die kleine Frau bald wieder frei und sagt mit seiner gewohnten nüchternen Alltagsstimme, ganz geschäftsmäßig: «Schließlich war es überhaupt am richtigsten so. Schadenersatz für das verheulte Pferd hätte ich doch leisten müssen.»